



UND ein Weib, das ein Kind an der Brust hielt, sagte:
«Rede uns von den Kindern.»
Und er sprach also:
Eure Kinder sind nicht *eure* Kinder.
Es sind die Söhne und Töchter von des Lebens Verlangen
nach sich selber.

Sie kommen durch euch, doch nicht *von* euch;
Und sind sie auch bei euch, so gehören sie euch doch nicht.
Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, doch nicht eure Gedanken,
Denn sie haben ihre eigenen Gedanken.
Ihr dürft ihren Leib behausen, doch nicht ihre Seele,
Denn ihre Seele wohnt im Hause von Morgen, das ihr
nicht zu betreten vermöget, selbst nicht in euren Träumen.
Ihr dürft euch bestreben, ihnen gleich zu werden, doch
suchet nicht, sie euch gleich zu machen.
Denn das Leben läuft nicht rückwärts, noch verweilet
es beim Gestern.



Ihr seid die Bogen, von denen eure Kinder als lebende
Pfeile entsandt werden.
Der Schütze sieht das Zeichen auf dem Pfade der Un-
endlichkeit, und Er biegt euch mit Seiner Macht, auf daß
Seine Pfeile schnell und weit fliegen.
Möge das Biegen in des Schützen Hand euch zur Freude
gereichen;
Denn gleich wie Er den fliegenden Pfeil liebet, so liebt
Er auch den Bogen, der standhaft bleibt.

Kahlil Gibran

Bolivien

Die Gewalt hat sich verselbständigt: Der Foltortod Selichs beweist die Brutalität des Banzer-Regimes – Er war eine «Panne» im Terrorapparat – Die Erklärung der Mörder: «Wir bitten Gott um Vergebung» – Wieviele solcher Pannen riskiert man bei «gewöhnlichen» politischen Gefangenen?

W. und H. Schultze, Cajamarca

Theologie

«Dein Reich komme» – Die Deutung Dorothy Days: Die Identifizierung mit den Arbeitern und Armen wurde ihr zur Berufung – Dostojewskij lehrte sie die Gegenwart Christi in den Menschen – Von den Kommunisten gewann sie das Gefühl für Solidarität – Aber im Krieg Enttäuschung über den kollektiven Egoismus ihrer Schützlinge – Pazifismus als zentral christliches Zeugnis – Ringen um die eschatologische Frage – Keine Ideologie, sondern genuin amerikanische Erfahrungstheologie.

Tom Frary, Burlingame, California (USA)

Gesellschaft

Streikrecht für Beamte und Freiberufler?: Ärzte, Fluglotsen und Lehrer erregen Aufsehen – Begriffserklärung – Sind Beamte Arbeitnehmer? – Die «Verhältnismäßigkeit» zwischen Streikziel und Nachteilen für Dritte – Umgehungen von Streikverböten – Wann haben Akademiker Grund zum Streiken?

Oswald von Nell-Breuning, Frankfurt

Abtreibung

Zuerst richtig fragen: Wie vermeidet man den «Dialog von Tauben»? – Fragen über den medizinischen Befund hinaus – Ist der Fötus lebend – individuell – menschlich – eine Person? – Das befruchtete Ei bereits etwas Eigenes – Der Begriff der Potentialität – Zwei Argumente gegen die Philosophie der Arrivierten – Evangelium für die Unerwünschten demaskiert Rasendünkel des Erwachsenenklans.

Arbeitssteam The Month, London

Sterben

Der Tod gehört in die Mitte des Lebens: Ein Entwerfer von Krankenhäusern und ein Theologe arbeiten zusammen – Ihre These: Ans Ende kommen ist noch kein Sterben – Der Tod hat viele Gesichter – Physische, soziale und personale Vorgänge – Christliche Hoffnung nicht als «Kurzschluß» – Mitsein beim Sterben ist Lehre zum Leben.

Erwin Huger, Basel

Synode 72

Schweizer Synoden in zweiter Session: Mission, Entwicklung, Frieden als zentrales Thema – Der Wille zum Engagement in Spannung zum Sachverstand – Erstes definitives Dokument: Mische – Bischöflicher Einspruch wurde synodal verkräftet.

Raymund Schwager, Zürich

Ein beachtetes Votum: Kapuziner-Synodale für «mobile» Autorität.

In Bolivien hat sich die Gewalt verselbständigt

Der Tod von Oberstleutnant *Selich* am 14. Mai 1973 hat der Welt deutlich gemacht, wie sehr die brutale Gewalt die Szenerie in Bolivien beherrscht. Die Machenschaften des bolivianischen Militärs wurden kaum je zuvor so stark ins Rampenlicht gerückt, wie dies auf Grund der «Panne», die im Verhör mit Selich unterlief, geschah. Warum brachte ausgerechnet der Tod des Oberstleutnants Selich Bolivien an den Rand einer erneuten Krise, warum wurde bei den Morden an Hunderten anderer Gefangener kein Aufsehen erregt?

Der Mann, der seiner Foltermaschinerie zum Opfer fiel

Beim Putsch am 22. August 1971 war das Rangerregiment unter dem Kommando von Oberstleutnant Selich als besonders «wirksam» hervorgetreten. Im Verlauf des Umsturzes befreite Selich den heutigen Präsidenten *Banzer*, der in La Paz gefangen gehalten war. Beim offensichtlich guten Einvernehmen, das zwischen den beiden Personen herrschte, ist es auch nicht verwunderlich, daß dann der erste Innenminister des Präsidenten Banzer Selich hieß. – Mit solchen Machtbefugnissen ausgestattet, begann Selich einen Unterdrückungsapparat aufzubauen, der heute unvorstellbar grausam arbeitet. Allein die erste Woche der neuen faschistischen Regierung kostete über dreihundert Menschenleben, Tausende von Gefangenen, Gefolterte, Flüchtlinge. Die Macht kannte einfache Begriffe: «Besser tot als rot» – oder, wie Selich es ausdrückte: «Der beste Kommunist ist der tote Kommunist» («Expreso», Lima, 20. 5. 1973). Als «Kommunist» galt jeder, der in Linksoption zur Regierung stand.

Bereits Jahre vor dem besagten Putsch wurde seit 1967 mit Hilfe des nordamerikanischen Vietnamkriegers Major *Bobby «Papy» Shelton* eine Spezialeinheit des Militärs mit «Rangerqualitäten» gebildet. 650 Soldaten wurden auf der Zuckerhazienda des Deutsch-Bolivianers *Fernando Gasser* in der Urwaldzone von Santa Cruz in der «Kunst des Tötens» ausgebildet («Expreso», 20. 5. 1973). Selich war einer der drei Kommandanten der «Ranger». Die Hilfe des Vietnamveteranen hat sich «ausgezahlt», denn am 8. Oktober 1967 konnte das Regiment unter Selich «*Che» Guevara* gefangen nehmen. Natürlich lohnte sich die geleistete Arbeit: Selich wurde 1971 Innenminister, der damalige Hauptmann *Gary Prado* ist heute Major von Banzers Leibregiment.

Beim Verhör spuckte «*Che» Selich* ins Gesicht, worauf dieser seinen Revolver zog und «*Che»* einige Kugeln in die Beine schoß («Expreso», 20. 5. 1973). Ein weiteres Beispiel für die Skrupellosigkeit des Banzer-Verbündeten Selich soll ausreichen: In seiner Amtszeit als Innenminister ordneten er und *Mario Gutierrez* (Kanzler Boliviens und Chef der Falange Socialista Boliviana, FSB) die Erschießung von neun Studenten an, als Vergeltungsaktion für die Explosion einer Bombe während einer Kundgebung. Alle erschossenen Studenten konnten nicht am Attentat beteiligt gewesen sein, da sie sich zu diesem Zeitpunkt bereits in Haft befanden (NADOC, Lima, 29. November 1972).

Bereits nach einigen Monaten Amtszeit kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Banzer und Selich, die aber nicht ideologischer Art waren. Selich wurde als Innenminister durch Oberstleutnant *Adett Zamora* abgelöst und mit dem Amt eines Botschafters nach Paraguay versetzt. Von diesem Posten aus arbeitete er auf den Sturz Banzers hin, um selbst auf den Präsidentenstuhl zu gelangen.

Nach Meinung lateinamerikanischer Journalisten wußte der damalige Innenminister Adett Zamora von den Umsturzplänen Selichs. Er unternahm aber nichts, weil er selbst, so wird vermutet, den Plänen Selichs nahestand.

Eine harte Kraftprobe zwischen Adett Zamora und der «grauen Eminenz», dem Gründer und Vorsitzenden der *Movimiento Nacionalista Revolucionaria (MNR)*, *Paz Estenssoro*, endete mit einem erneuten Ministerwechsel. Ähnlich wie Selich nach Paraguay wurde Adett Zamora als Botschafter nach Brasilien geschickt. Der neue Innenminister aber hieß nun *Alfredo Arce*. Arce ist Funktionär des Unternehmens EMUSA (eines der bedeutendsten Bergwerke mittlerer Größe, dessen Besitzer hohe Mitglieder der oben erwähnten MNR sind, die auch das Abendblatt von La Paz, «*Ultima Hora*», herausgeben). Unter diesem Arce geschah das Folgende:

Die «Panne» im Verhör von Selich

Am Mittag des 14. Mai 1973 wurde Selich von Sicherheitskräften verhaftet, als er, so die offizielle Verlautbarung, eine umstürzlerische Versammlung mit Militärs und Zivilpersonen durchführte. Das Banzer-Regime verurteilte diese als «ultra-rechts», um sich damit selbst einen «humaneren Anstrich» zu geben.

Als der Innenminister Arce von der Verhaftung Selichs erfuhr, ordnete er an, daß dieser in sein Privathaus (Wohnhaus des Ministers) gebracht werden sollte. Die Bewacher von Selich sollten dort weitere Instruktionen abwarten. Die Verhörspezialisten hielten sich jedoch nicht an diesen Befehl, sondern brachten Selich sofort in eines der gefürchteten Sicherheitshäuser (außerhalb der Stadt Calacoto), deren Existenz früher oft verleugnet wurde («*La Prensa*», Lima, 19. 5. 1973).

Am 14. Mai 1973 starb Selich: nach offizieller Regierungsmitteilung an den Folgen eines Treppensturzes, als er mit gefesselten Händen flüchten wollte. Die einen Tag später vorgenommene Autopsie ergab als Todesursache einen Leberriß («Expreso», 16. 5. 1973, «*La Prensa*», 17. 5. 1973). Selbst ein medizinischer Laie mußte sich beim Lesen dieser Nachricht fragen, wie ein Leberriß durch einen Treppensturz verursacht werden konnte.

Am 18. Mai 1973 mußte dann die Regierung auf Grund des Drucks der Falangisten (FSB) die Wahrheit eingestehen.

«Wir bitten Gott um Vergebung für das, was vorfiel»

Der Innenminister A. Arce Carpio verlas eine von den Mördern unterzeichnete Erklärung folgenden (gekürzten) Inhalts: «Am Montag, den 14. Mai um 16 Uhr, verhörten wir Adrés Selich Chop. Nachdem das Verhör negativ verlaufen war über die Fragen, wie er nach Bolivien kam und wer an der konspirativen Versammlung teilgenommen hatte, gaben wir ihm Prügel, ohne den Willen, ihm großen Schaden zuzufügen ... und wir wollten damit erreichen, daß er uns auf diese Art und Weise im Verhör antworte ... Der Verhörte fiel auf den Boden, wir hoben ihn auf, und nachdem er sich erholt hatte machten wir mit dem Verhör weiter ... Nach zirka 15 Minuten kam der Arzt, der öffnete seine Augen und sagte, daß der Verhörte lebe. Dann aber hörte er das Herz ab und erklärte, daß er gestorben sei. – Unsere Überraschung war groß, und wir waren sehr durcheinander durch das, was vorgefallen war. Wir wollen unseren Schmerz ausdrücken ... und erklären, daß wir niemals die Absicht hatten, ihn zu töten – und wir bitten Gott um Vergebung für das, was vorfiel» («*La Prensa*», Lima-Peru, 19. 5. 1973).

Weitere führende Köpfe des versuchten Umsturzes flüchteten nach Argentinien, u.a. *José Azurduy Estenssoro* (Bruder des Oblt. Miguel Azurduy Estenssoro, der bis zum 14. Mai 1973 Kommandant des Regiments Bolivar in Viacha war – bekannt als die gefürchtetste Haftanstalt).

Die bolivianische Kommission «Gerechtigkeit und Frieden» der katholischen Kirche nahm den «Fall Selich» zum Anlaß, um gegen die unmenschlichen und antichristlichen Methoden, die im Innenministerium angewandt werden, zu protestieren. In dem Protest wurde gefordert, die Leiter des Geheimdienstes zu verurteilen. Darüberhinaus wurde angeprangert, daß als Agenten im Innenministerium Sadisten angestellt seien. Weiter heißt es in dem offenen Brief an Präsident Banzer, daß die (drei) Verhörspezialisten, die Selich töteten, nicht die eigentlichen und einzigen Urheber des Verbrechens seien («La Prensa», 19. 5. 1973). Das war ein klarer Angriff auf den damaligen Innenminister Arce. Die Koalitionspartei FSB forderte unter der Drohung, sich bei Nichterfüllung aus der Regierung zurückzuziehen, den Rücktritt des Ministers, der seit dem 23. April 1973 dieses Amt innehatte. Die Regierung ließ am 19. Mai 1973 mit Maschinengewehren bewaffnete Militäreinheiten in La Paz aufmarschieren, der Militärtrat, der nur in Notsituationen zusammentrifft, kam zusammen («Expreso», 20. 5. 1973).

Alfredo Arce war der Mann, der das volle Vertrauen Banzers hatte. Am 21. Mai 1973 verkündete die Regierung den Rücktritt von Arce. Neuer Innenminister ist jetzt Oberstleutnant *Walter Castro Avendaño*, früherer Chef der Militärakademie.

Ex-Innenminister Arce stellte fest: «Mit dem Tod von Selich hat mir das Schicksal einen schlechten Streich gespielt.» – Weiter gab er an, daß er «zurückkehren» und dort weiterkämpfen werde, wo man ihn einsetze («La Prensa», 22. 5. 1973).

Wie verfährt man mit den andern politischen Gefangenen?

Blickt man auf die Vorgänge zurück, so drängen sich zwei Schlußfolgerungen auf. Die erste betrifft die Verselbständigung der Gewalt. Ein Regime, das einen solchen Terrorapparat aufzieht, kann ihn im entscheidenden Moment selber nicht mehr zügeln: die Verhörspezialisten und Sicherheitshäuser folgen ihrem eigenen Gesetz.

Die zweite betrifft die Verantwortung, die das Regime auf sich läßt, insofern es mit der Anstellung von Folterknechten das Risiko solcher «Pannen» eingeht, wie nun die *eine* im Fall Selich offenkundig wurde. Wenn nämlich bei einem so prominenten Gefangenen solches geschehen konnte, wieviel mehr an Risiko hat man dann erst mit dem Grundsatz «lieber tot als rot» hinsichtlich der rund tausend «gewöhnlichen» politischen Gefangenen einkalkuliert! Wie wird mit ihnen umgegangen?

W. u. H. Schulze, Cajamarca

«DEIN REICH KOMME» — DIE THEOLOGIE DER DOROTHY DAY

Keine Frau hat die katholische Kirche Amerikas so mitgeprägt wie *Dorothy Day*. Im letzten Herbst wurde sie 75 Jahre alt. Zusammen mit *Peter Maurin* hat sie vor genau vierzig Jahren die katholische Arbeiterbewegung und die Monatszeitung *The Catholic Worker* gegründet. *Dorothy Day* hat weit über diese Bewegung hinaus die Menschen für ein erneuertes christliches Zeugnis sensibilisiert. Weil sie keine Ideologin war, verließ sie die kommunistische Bewegung und wurde in tätigem Einsatz eine christliche Pragmatikerin. Sie wurde Katholikin trotz der Mängel der Kirche: «Ich liebte die Kirche, weil sie Christus sichtbar machte, nicht um ihrer selbst willen; denn sie war mir oft ein Ärgernis.» In einem Brief an Kardinal Spellman charakterisierte sie sich als «*die geborsame, aber zornige Tochter der heiligen Kirche*».

Sie plädierte für den Frieden, als dies in weiten Kreisen der Gläubigen verpönt war. Ihre Selbstbiographie *The Long Loneliness* wurde 1957 im Verlag Herder, Freiburg/Br., unter dem Titel *Ich konnte nicht vorüber* herausgegeben. *Die Redaktion*

Es wird keine leichte Aufgabe für den Kirchengeschichtler sein, die volle Bedeutung der Katholischen Arbeiterbewegung für die amerikanische katholische Kirche zu ermitteln. Die Bewegung hat einzelne Menschen verändert, nicht aber Institutionen. Vieles von dem, was diese Veränderung verursachte, geht auf die Theologie von *Dorothy Day* zurück, der Frau, die hinter dieser Bewegung steht. Es ist eine Theologie, die in all ihrer Einfachheit als prophetisch bezeichnet werden muß.

Dorothy war dreißig, als sie im Jahre 1927 die Taufe der katholischen Kirche empfing. Die hinter ihr liegenden dreißig Jahre waren frei von jenen vorgeprägten und vorformulierten Erfahrungen, die Menschen machen, die in eine bestimmte religiöse Gruppe hineingeboren werden. Obwohl sie keiner Kirche angehörte, war sie weder atheistisch noch agnostisch. Sie las die Bibel wie auch die Nachfolge Christi. Aber sie hatte die Freiheit, sich eine Theologie aus den verschiedensten Quellen zu erarbeiten; eine glückliche, wenn auch schmerzliche und einsame Freiheit.

Reich Gottes — Jenseits oder Hier?

Das, was ihr theologisches Problem werden sollte, stellte sich schon früh in ihrem Leben heraus. Mit zwölf Jahren wurde sie, ohne gefragt zu werden, in der Episkopalkirche getauft.

Das Leben in einer organisierten Kirche hielt sie zwei Jahre lang aus. Sie befand sich im Dilemma zwischen dem von der Kirche gepredigten jenseitigen Leben und der Welt der Arbeiter und der Armen, wie sie der Anarchist Prinz Peter Kropotkin beschrieb, und auch Upton Sinclair in seinem Buch «Der Dschungel». Sie befreite sich vorübergehend aus diesem Dilemma, indem sie aus der Kirche austrat. Obwohl die Identifizierung mit den Arbeitern und Armen zunächst nicht an erster Stelle stand, wurde sie ihr im Jahre 1916 zur echten Berufung. Sie arbeitete in New York City als Reporterin zunächst für eine sozialistische und später für eine kommunistische Zeitung und wurde in dieser Zeit mit der Realität der Armut und Unterdrückung konfrontiert.

Der Glaube an ihre Berufung, den Armen dienen zu müssen, gekoppelt mit ihrem Gottesglauben, bildete die Kernfrage ihres Lebens. Diese Frage drückte sich aus in der eschatologischen Frage, die sich alle Christen stellen müssen: Ist das Reich Gottes eine Realität in der Gegenwart oder eine Hoffnung für die Zukunft? Die Antwort auf diese Frage bestimmt das Verhältnis eines Menschen zur Welt und die Rolle, die er ihr zuschreibt, wenn es um die Verwirklichung oder Verhinderung der eschatologischen Hoffnung geht. *Dorothy* hat diese Spannung ihr Leben lang gekannt, und aus dieser Spannung ist der theologische Kontext erwachsen, der ihre eigene Theologie bestimmt hat.

Die Lektüre von Dostojewskij sowie ihre Zusammenarbeit mit den Kommunisten legten den Grundstein für ihre Theologie. In Dostojewskijs Romanen lernte sie die Gegenwart Christi in den Menschen kennen, daß die Menschen durch ihre irdische Liebe jene Liebe mitteilen, die Christus seinen Brüdern geschenkt hat, und daß jede christliche Liebe hier auf dieser Welt den Menschen in ihren konkreten Bedingungen geschenkt wird. Die Kommunisten bestätigten sie in ihrer Solidarität mit den Unterdrückten und in ihrer Überzeugung, daß soziales Tun in der Tat Ausdruck der Liebe zum Mitmenschen ist. Wie diese glaubte sie an eine menschliche Solidarität, die nicht auf der Hoffnung nach einem andern Leben, sondern auf der Würde des Menschen in dieser Welt basiert. Es war eine Brüderlichkeit, die bei den realen Bedingungen einsetzte, in der alle Be-

teiligten gemeinsam um ein verbessertes Leben in dieser Welt kämpften.

Obwohl sie den Wunsch hatte, zur katholischen Kirche zu gehören, verstand sie wohl, was sie davon abhielt. Die Katholiken kultivierten eine jenseitige Spiritualität, die der Entwicklung des sozialen Bewußtseins entgegensteht. Sie hatten die eschatologische Spannung zugunsten des Jenseits gelöst und waren daher mehr darum bemüht, den «Glauben» zu erhalten, als soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen. Sie sorgten sich um das Wachstum der Kirche und ließen die Beziehung des Reiches Gottes zu dieser Welt ungeklärt. – Dennoch wurde sie Katholikin, obwohl ihr dieser Schritt das Gefühl gab, die Armen im Stich zu lassen. Sie kam sich in der Kirche verloren vor. Das soziale Engagement, das sie bei den Kommunisten vorgefunden hatte, war grundverschieden von der sozialen Apathie der Kirche. Im Jahre 1932 lernte sie Peter Maurin kennen, der sie dann den letzten Schritt lehrte: nämlich ihren Einsatz für die Welt auf das Evangelium und auf die Soziallehren der Kirche zu stützen.

Antwort aus persönlicher Krise

Vom Augenblick der Gründung der KAB im Jahre 1933 bis 1943 bemühte sie sich, durch ihre Schriften und durch ihren Einsatz für die Organisation der Arbeiter sowie durch ihren aktiven Protest gegen die Ungerechtigkeit das soziale Bewußtsein der Kirche zu wecken. Der Zweite Weltkrieg brachte die Schließung vieler Häuser der Gastfreundschaft, und Dorothy Pazifismus führte zu einem Auflagenverlust der Zeitung und stellte die Zukunft der Bewegung in Frage. Der Einsatz der Arbeiter für den Krieg warf in ihr die Frage auf, ob sie mit der Veränderung der sozialen Ordnung auf dem rechten Weg war. Diese persönliche Krise verwandelte sich während eines Exerzitienaufenthaltes im Jahre 1943 in eine geistige Krise. Das Hauptthema dieser Exerzitien war das Evangelium, und zwar unter Betonung jener Passagen, die eine asketische Lebenseinstellung zum Inhalt hatten. Obwohl diese Exerzitien von Theologen kritisiert und schließlich durch die kirchlichen Behörden untersagt wurden, hatten sie einen tiefen Eindruck auf Dorothy gemacht und veranlaßten sie, sich ein Jahr lang von der Bewegung fernzuhalten. Sie hat sich damit auseinandergesetzt, daß Jesus kein sozialer Reformator war. Reformator des Geistes und des Herzens der Menschen ja, aber Reformator von sozialen Mißständen nein. Sie erkannte schließlich, daß es für die eschatologische Spannung keine Lösung gibt. Das Reich Gottes ist nicht einfach eine gegenwärtige Realität oder eine zukünftige Hoffnung. Es ist tatsächlich eine geschichtliche Größe, und zwar verwurzelt in Christus. Aber es muß ebenso eine zukünftige Dimension haben, auf die die Menschen hinarbeiten müssen. Aus dieser Überlegung formte sich eine Theologie, die schließlich in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils ihre Bestätigung fand.

Dorothy glaubte zu Recht, daß eine Überbetonung der Göttlichkeit Christi auf Kosten seiner Humanität in bedenklichem Maß ein Grund für die soziale Apathie sei und machte daher die Humanität Christi zum Mittelpunkt ihrer Theologie. Die Menschheit mußte einfach ihre absolute Identifizierung mit Jesus wieder neu erkennen. Sie glaubte, daß die Christen die Aussage aus Math 25, 40 wörtlich nehmen mußten, die da lautet: «Da wird ihnen der König antworten: «Wahrlich ich sage euch, was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» Das ist kein mystischer Versuch, «Christus im Nächsten zu sehen». Es bedarf keines theologischen Plastiküberzugs über das Image von Christus. Gleich in welchem Licht der andere erscheint, gleich was er anscheinend willentlich getan hat, gleich wie ihn die Kirche oder die Gesellschaft abstempelt, der Allergeringste unter den Menschen ist tatsächlich Christi Bruder und unser eigener, und

unsere Erlösung hängt von dem konkreten Verhalten gegenüber diesem Bruder ab.

Mit dieser Christologie schließt die Humanität Christi alle Gläubigen in ein Bemühen um ein besseres Leben auf dieser Erde ein. Die Dinge dieser Welt sind nicht unberührt von der Menschwerdung. Sie sollen der Brüderlichkeit der Menschen dienen, wenn auch nur, weil in der Menschwerdung das Wort Gottes diese Welt zur Umwelt für seine Verbrüderung mit den Mitmenschen gemacht hat.

Identifizierung mit den Armen

Dorothy betrachtete die Kirche als den mystischen Leib Christi. Aber der mystische Leib Christi ist nicht mit der katholischen Kirche als ein und dieselbe Realität gleichzusetzen. Die Kirche ist ausdrücklich, aber nicht ausschließlich der mystische Leib Christi. Sie hat einer größeren Sache zu dienen, als sie selbst es ist: dem Königreich. Im Dienst an diesem Königreich muß die Kirche ein eschatologisches Zeugnis abgeben, den Beweis, daß diese Welt nicht der letzte Hort des Menschen ist, sondern nur eine Arena auf der Pilgerfahrt zu Gott. Da aber dieses Zeugnis nicht für sie selbst, sondern für alle Menschen sein soll, kann es nicht ein Zeugnis ohne positiven Bezug auf die ökonomische und soziale Ordnung sein, da die Menschen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche ihre eschatologische Hoffnung nur in einer sozialen und wirtschaftlichen Ordnung auszudrücken und zu verstehen in der Lage sind.

Das Evangelium lieferte die Basis für diesen positiven Bezug. Dorothy genoß die Lektüre der Heiligen Schrift ohne die Bürde kirchlich voreingenommener Interpretation. Nicht nur die wenigen Geweihten, sondern die ganze Kirche ist zum Anwalt für das Evangelium aufgerufen. Nicht nur die hierarchischen Repräsentanten, sondern jeder einzelne ist persönlich gefordert, das Königreich Gottes auf dieser Erde zu manifestieren. Die Werke der Barmherzigkeit sind nicht einfach eine Möglichkeit unter anderen gleichwertigen Möglichkeiten. Sie sind der Kern des christlichen Zeugnisses vom Königreich. Die Liebe, die in der Bibel verlangt wird, ist nichts Verinnerlichtes. Dorothy wurde nicht müde, aus Dostojewskijs «Die Brüder Karamasow» zu zitieren: «Die Liebe ist in Wirklichkeit eine rauhe und schreckliche Sache im Vergleich zu der Liebe in Träumen.» Der einzige Maßstab, an dem die Kirche messen kann, ob sie dem Evangelium entspreche, ist die konkret geübte Nächstenliebe.

Wenn das Königreich die Gläubigen tatsächlich in einen sozio-ökonomischen Bezug setzt, dann ist die freiwillige Armut ein wichtiger Bestandteil dieses Engagements. Die unfreiwillige Armut einer jeden Zeitepoche ist die katholische Basis für das Verständnis der freiwilligen Armut. Für den Einzelnen setzt die freiwillige Armut die Prioritäten für seinen Einsatz an Zeit, Freiheit und Besitz. Von der Gemeinde der Gläubigen verlangt sie beständige Erneuerung ihrer Identifizierung mit den wirklich Armen, analog zu Christi Identifizierung mit den Armen und Leidenden. Sozial und wirtschaftlich gesehen bedeutet freiwillige Armut nicht das Zurückscheuen vor menschlichen Bedingungen, sondern das direkte Engagement dafür. Sich mit den Armen zu identifizieren bedeutet mehr als nur in ihrer Lage zu leben oder zu leiden. Es ist die Arbeit an der aktiven Verneinung derjenigen Ziele einer wirtschaftlichen oder sozialen Struktur, die die Menschen daran hindern, einen gewissen Lebensstandard zu erreichen.

Soziale und Rassengerechtigkeit sind tatsächlich christologische Fragen. Zeugnis für Gerechtigkeit ist Zeugnis für Christus und damit für das Königreich. Demnach müssen sozio-ökonomische Bedingungen erarbeitet werden, in denen die Menschen die Werke erfahren können, die Christus selbst als wesentlich für die Existenz des Königreichs erklärt hat: Menschenwürde, Brüderlichkeit und Freiheit.

Friedensliebe als Zeugnis

Dorothy hat als weiteres Zeugnis für das Königreich den Pazifismus angeführt. Von der katholischen Gemeinde hat sie zu dieser Frage schärfste Gegenreaktion erfahren. Seit 1917 war sie Pazifistin und sah keinen Grund, dies als Mitglied der katholischen Kirche zu ändern. Ihr Pazifismus ist nicht Passivität. Im Kontext des Königreichs ist Pazifismus eine Frage des Glaubens. Sie glaubte an die Kraft und die Wirksamkeit der Liebe im gleichen Maß, wie andere an die Kraft und die Wirksamkeit von Gewalttätigkeit zur Erreichung eines Lebensstandards für die Menschen glaubten. Sie kämpfte dafür, daß es möglich werde, den Pazifismus in der Kirche, der doch exakt im katholischen Glauben verankert ist, als etwas mehr als nur eine dem Patriotismus der amerikanischen katholischen Kirche peinliche Anomalität zu betrachten. Ihre Haltung wurde gerechtfertigt, als 1968 die amerikanischen katholischen Bischöfe erklärten, daß katholische Wehrdienstverweigerer keinen Skandal für die Kirche bedeuteten, sondern eher «ein gesundes Zeichen».

Die Kritik an Dorothy bezog sich hauptsächlich darauf, wie sie ihre Theologie verwirklichte. Oft genug war die Kritik ver-

dient. Ein andermal war sie lediglich das Resultat ihres Charismas. Ein prophetischer Mensch wendet sich an eine mögliche Zukunft, die der Gegenwart ein Handeln abverlangt, für das diese Gegenwart wenig Glaubwürdigkeit aufzuweisen hat. Sie wurde selten von Theologen kritisiert, vielleicht deshalb, weil Theologen von einem Wirken auf dem Marktplatz keine neue Theologie erwarten. Bei sorgfältigem Studium der Schriften von Dorothy Day wird man feststellen, daß sie eine Laientheologie vertrat, die dem Zweiten Vatikanischen Konzil vorgegriffen hat und der das Konzil nur eine systematische Formulierung verlieh.

Wenn etwas an Dorothy Day gewürdigt zu werden verdient, dann ist es ihre Treue im Dienst an den Armen. Wenn sie auch nicht die Exaktheit eines Theologen, Soziologen oder Wirtschaftslehrers besaß, so hielt sie jedenfalls Jesus Christus und seinen Brüdern die Treue. Sie hat prophetisch das Bewußtwerden der Kirche erkannt. Sie verkündete beständig eine Zukunft, die es noch nicht gab, und sie tat es mit der Eindringlichkeit, als sei sie uns gestern von Jesus Christus schon zuteil geworden.

Tom Frary, Burlingame, California, USA

DÜRFEN BEAMTE, FREIBERUFLER, AKADEMIKER STREIKEN?

Als man vor Jahren das erstmal von einem Ärztestreik hörte, löste diese Neuigkeit noch Erregung, ja Schrecken aus. Seither wiederholen sich solche Meldungen aus verschiedenen Ländern. Schon früher hörte man von Arbeitsniederlegungen in staatlichen Betrieben wie Post und Eisenbahn, und neuerdings ist zumal beim Bodenpersonal und Flugsicherungsdienst der Luftfahrtgesellschaften der sogenannte «Bummelstreik», die Arbeitsverweigerung in Gestalt der Langsamarbeit («Dienst genau nach dem Buchstaben der Vorschrift»), zu einer periodischen Erscheinung geworden. Ungewöhnlich hingegen und deshalb aufsehenerregend sind bisher noch Lehrerstreiks geblieben. Für all diese Gruppen stellt sich die Frage: Haben sie die Freiheit oder gar das Recht zu streiken? Worin sind Ursachen und Sinn solcher Streiks zu suchen?

Um diese Frage zu klären, ist es unerlässlich, zunächst sich zu vergewissern, was man genau unter «Streik» versteht. Im ursprünglichen Wortsinn bedeutet Streik, daß Arbeitnehmer gemeinsam die Arbeit niederlegen und deren Wiederaufnahme davon abhängig machen, daß ihre Forderungen bezüglich ihrer Arbeitsbedingungen erfüllt werden. Ist dies die Begriffsbestimmung von «Streik», dann können ex definitione nur Arbeitnehmer streiken; der Streik ist eine Angelegenheit des *kollektiven Arbeitsrechtes*. Wie das Arbeitsverhältnis genauer umschrieben ist, ob es durch die Einstellung der Arbeit gelöst und damit beendet wird oder trotz Einstellung der Arbeit fortbesteht, das und vieles andere ist in den Rechtsordnungen fortgeschrittener Länder unterschiedlich geregelt und befindet sich in ständiger Fortentwicklung. Darin aber dürften alle Rechtsordnungen übereinstimmen: *nur* die Arbeitseinstellung von Arbeitnehmern fällt unter den Rechtsbegriff des Streiks; stellen andere, also nicht im Arbeitsverhältnis stehende Personen ihre Arbeit, Wirksamkeit oder Tätigkeit ein, so mag das, wenn es gemeinsam geschieht, in manchen Stücken dem Streik ähnlich sein, im Rechtssinn ist es etwas völlig anderes.

Strittig ist insoweit nur, ob die *Beamten* zu den Arbeitnehmern zählen und daher als solche streiken *können*, womit allein natürlich noch nichts darüber gesagt ist, ob sie auch streiken *dürfen*. – Legt man die überkommene Vorstellung vom Beamtentum zugrunde, dann ist der Beamte *kein* Arbeitnehmer, das heißt er steht nicht im privatrechtlichen Arbeitsverhältnis zu

einem Arbeitgeber, sondern im öffentlich-rechtlichen Dienst- und Treueverhältnis zu seinem «Dienstherrn»; er empfängt eine Besoldung, aber diese wird nicht verstanden als Entgelt («Lohn») für die von ihm geleistete Arbeit, sondern als sein und seiner Familie «standesgemäßer» Lebensunterhalt, damit er ohne Nahrungssorgen ganz seinem Amt und der Erfüllung seiner Amtspflichten leben kann. Diese Auffassung ist jedoch in dem Maß fragwürdig geworden, wie der Staat und andere öffentlich-rechtliche Körperschaften, insbesondere die Gemeinden, Versorgungs- und Verkehrsunternehmen betreiben und die darin tätigen Männer und Frauen zu «Beamten» machen, deren Tätigkeit sich in nichts von derjenigen der Angestellten gleichartiger privater Unternehmen unterscheidet. Hier kann man im Ernst zweifeln, ob der überkommene Beamtenbegriff (nicht Arbeitnehmer eines Arbeitgebers, sondern «Diener» eines «Dienstherrn») noch zutrifft.

Ist die Funktion von solchen «Betriebsbeamten» im Unterschied vom Beamtentum im herkömmlichen Sinn, d. i. der Trägerschaft *hohheitlicher Funktionen* («Hoheitsbeamte»), ihrem *sachlichen Gehalt* nach derjenigen privater Angestellter oder Arbeiter gleichzustellen, so wird man ihnen auch in bezug auf die Streikfreiheit oder das Streikrecht die gleiche Stellung einräumen müssen; in *diesem* Sinn wären sie auf jeden Fall den Arbeitnehmern zuzuzählen. Demzufolge wäre nur noch zu fragen, ob und in welchen Grenzen, unter welchen Voraussetzungen – gleichviel ob in staatlichen oder privaten Diensten stehend – diejenigen streiken dürfen, deren Tätigkeit für das Funktionieren solcher für die Allgemeinheit unentbehrlicher Versorgungs- oder Verkehrsbetriebe – gleichviel ob staatlich, gemeindlich oder privat – benötigt wird.

Die Wahrung der Verhältnismäßigkeit

Hier sind einfach die von der Rechtslehre entwickelten allgemeinen Grundsätze über das Streikrecht anzuwenden. Als ein Mittel, Druck auszuüben, ist der Streik sittlich und rechtlich nur zulässig, wenn nicht nur das mittelst dieses Druckes durchzusetzende Ziel unbedenklich und einwandfrei ist; darüber hinaus müssen auch die aus der Arbeitseinstellung sowohl für den be-

streikten Gegner (den «Adressaten» des Streiks) als auch für unbeteiligte Dritte sich ergebenden Nachteile in einem angemessenen Verhältnis stehen zu dem, was das durch den Streik (und nur durch ihn!) zu erreichende Ziel für die Streikenden selbst und gegebenenfalls für andere, deren Interessen gleich gelagert sind, bedeutet, mit einem Wort: die «Verhältnismäßigkeit» muß gewahrt sein.

Ein Streik, der die öffentlichen Verkehrsmittel ganz oder teilweise stilllegt, zieht weite Kreise der Bevölkerung in Mitleidenschaft. Je breitere Kreise betroffen sind, je mehr diese auf die Benutzung dieser öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen sind, je größer die Verluste an Zeit, Kraft und Verdienst sind, die sie dadurch erleiden, um so gewichtiger müßte das von den Streikenden erstrebte und nur durch den Streik zu erreichende Ziel sein, um den Streik zu rechtfertigen. Wie es darum steht, muß in jedem einzelnen Fall geprüft werden; allgemein läßt sich nur sagen, daß die Streikfreiheit des Personals öffentlicher, d. i. der Allgemeinheit dienender Versorgungs- und Verkehrsunternehmen enger begrenzt ist als diejenige des Personals von Unternehmen oder Betrieben, deren Leistungen oder Dienste leicht entbehrt werden können, weil niemand im Ernst auf sie angewiesen ist. – In den USA, wo der Unterschied zwischen öffentlich-rechtlichem Dienstverhältnis des Beamten und privatrechtlichem Arbeitsverhältnis der Arbeitnehmer fremd und unverständlich ist, kann der Präsident die Stilllegung auch privater Unternehmen, deren Funktionieren für die Allgemeinheit unentbehrlich ist, dadurch verhindern, daß er sie unter eine Art militärischen Kommandos stellt; alsdann schuldet das Personal seine Arbeitsleistung aus quasi-militärischer Gehorsamspflicht. Gegenüber der Verfahrensweise, den Streik des Personals öffentlicher Versorgungs- und Verkehrsbetriebe dadurch zu unterbinden, daß man es in das Beamtenverhältnis beruft und den Beamten grundsätzlich die Befugnis zu streiken aberkennt, verdient der folgende Weg den Vorzug: Statt durch grundsätzliches Aberkennen des Streikrechts die Interessierten auf unehrliche Auswege wie «Dienst nach Vorschrift» abzu- drängen, untersagt man den Streik im konkreten Einzelfall, wo er als gegen das Rechtsgebot der Verhältnismäßigkeit verstößend die Allgemeinheit ungerechtfertigt belasten würde. – Solange es nicht gelingt, den Streik in unserer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung überhaupt entbehrlich zu machen, geht es nicht an, jeden Streik in öffentlichen Versorgungs- oder Verkehrsbetrieben, auch wenn er in einer Weise durchgeführt wird, daß die Belästigung der Allgemeinheit auf ein Mindestmaß beschränkt wird, im vorhinein als unzulässig zu erklären und dem Personal solcher Unternehmen und Betriebe das Streikrecht rundweg zu versagen.

Unselbständig in «freien» Berufen

In manchen Stücken anders liegt der Fall bei den «freien Berufen» («artes liberales»). Wer einen «freien Beruf» selbständig ausübt (z. B. als frei praktizierender Arzt oder Rechtsanwalt), kann zwar seine Tätigkeit einstellen, kann dies auch gemeinsam mit Berufsgenossen tun, aber das ist ex definitione kein «Streik». In immer größerem Umfang werden nun aber sogenannte «freie Berufe» nicht mehr im alten Sinne «frei», d. i. selbständig, sondern *unselbständig* ausgeübt, und zwar nicht nur im Beamtenverhältnis, sondern auch im privatrechtlichen Arbeitsverhältnis. Wer einen «freien Beruf» als Beamter ausübt, dürfte wohl meistens im Namen der staatlichen Hoheit handeln, so z. B. der Amtsarzt, der Maßnahmen des öffentlichen Gesundheitsschutzes trifft und dabei nicht selten unmittelbare Zwangsmittel anwendet. Viel zahlreicher sind heute die im privatrechtlichen Arbeitsverhältnis tätigen *Ärzte*, insbesondere Assistenzärzte öffentlicher und privater Krankenhäuser, oder *Juristen*, z. B. Rechtsanwälte als Justiziarer von Unternehmen oder Verbänden. Wenn diese gemeinsam ihre Tätigkeit einstellen, ist das im Rechtssinn «Streik»; sie *können*

streiken, und so bleibt nur noch die Frage, ob sie auch rechtlich und sittlich zu streiken *befugt* sind.

Hier möchte man zuerst fragen, ob sie denn überhaupt *Grund* haben zu streiken. Nach den vorliegenden Erfahrungen wird man das heute nicht mehr bestreiten können. Auch der *unselbständig* «freiberuflich» Tätige ist der Gefahr ausgesetzt, ausgebeutet zu werden, und kann sich unter Umständen anders als durch Streik nicht dagegen zur Wehr setzen. Die unselbständige Ausübung eines «freien Berufs» ist heutzutage nicht nur zu einer Massenerscheinung, sondern auch zu einem *Erwerbsberuf* geworden, der sich als solcher kaum oder gar nicht mehr von anderen, seit jeher als Erwerbstätigkeit ergriffenen und ausgeübten Berufen unterscheidet. Trotzdem bleibt, was die Arbeitseinstellung angeht, ein Unterschied. Wenn die Bauarbeiter streiken, verzögert sich die Fertigstellung von Bauten; das ist unerfreulich, aber im allgemeinen kein großes Unglück. Wenn die Ärzte streiken, geraten Kranke in Not, ja in Lebensgefahr. Dagegen empören wir uns – in hypothesi mit vollem Recht, in thesi allerdings eher zu Unrecht, denn die Ärzte bestreiken gar nicht die Kranken, sondern die Institutionen (Kassen, Versicherungen, Krankenanstalten). Die Behandlung der Kranken wird nicht eingestellt, sondern mehr oder weniger lückenlos, unter Umständen sogar mit gesteigerter Sorgfalt fortgeführt. Die Tätigkeit, die die streikenden Ärzte einstellen, liegt im Grunde genommen *außerhalb* ihres «freien Berufs»; es ist die mit diesem verknüpfte Verwaltungsarbeit, das Schreibwerk, das nichts zur Genesung der Kranken beiträgt, für das Funktionieren der Institutionen allerdings unerlässlich ist. *Unmittelbar* vom Streik betroffen sind nur die Institutionen; *mittelbar* werden allerdings auch die Kranken betroffen, weniger die derzeit in Behandlung stehenden als die unbestimmte Vielzahl derer, die künftig erkranken und dann auf das Funktionieren der jetzt bestreikten Institutionen (Krankenkassen, Heilstätten, Kliniken) angewiesen sein werden.

Über den Streik unselbständig tätiger Juristen liegen Erfahrungen nicht vor; soweit solche Juristen am Streik beteiligt sind, dürfte es sich um einen allgemeinen Streik einer Angestelltengewerkschaft handeln, deren Mitglieder sie sind. – Würden die selbständig ihren Beruf ausübenden Rechtsanwälte kollektiv ihre Anwaltsbüros schließen, so würde das zu einem weitgehenden Stillstand der Rechtspflege mit äußerst nachteiligen Folgen führen, aber es wäre kein «Streik» und ist daher in *diesem* Zusammenhang nicht zu erörtern.

Steht es dem *Akademiker* an, zu streiken? Diese Frage macht offenbar, wie weit das allgemeine Bewußtsein hinter der Entwicklung der Dinge zurückgeblieben ist. Solange akademisches Studium ein Privileg war, dessen nur Söhne (nicht einmal die Töchter!) begüterter Familien sich erfreuten, und solange Berufe, die ein akademisches Studium voraussetzen, nur entweder in der Toga des hohen Beamten oder selbständig ausgeübt zu werden pflegten, lag der Streik völlig außerhalb des Gesichtsfeldes des Akademikers; er, der Akademiker, zählte zu den Honoratioren; streiken mochte allenfalls die «misera plebs». Heute sind akademisches Studium und folgerecht die akademischen Berufe allen hinreichend Begabten ohne Rücksicht auf ihre Vermögensverhältnisse zugänglich, zweifellos ein begrüßenswerter Fortschritt. Eben damit ist aber gegeben, daß viele durch Ausüben dieser akademischen Berufe zugleich ihren Lebensunterhalt erwerben müssen; diese Berufe sind *Erwerbsberufe* geworden. In alten Vorstellungen befangen könnte man geneigt sein, darin ein Übel zu erblicken; es wäre dann ein «*notwendiges* Übel». In Wirklichkeit ist es nur dann ein Übel, wenn es dazu führt, daß das Erwerbsstreben dominant wird, daß es die Freude am inneren Gehalt der beruflichen Tätigkeit vergällt oder gar die Hingabe an sie um der beruflichen *Leistung* willen verdrängt. Eine solche Gefahr besteht, wir dürfen sie nicht leicht nehmen; wir haben uns ihr zu stellen.

Oswald von Nell-Breuning, Frankfurt/M.

ABTREIBUNG — ZUR FRAGESTELLUNG

Es macht oft den Anschein, als ob die Abtreibungskontroverse mit Berufung auf den medizinischen Befund gelöst werden könnte. Obwohl der medizinische Befund nie mißachtet werden kann, vermag er allein die Frage nicht zu entscheiden. Der Beweis dafür lautet: Könnte er es, hätte er längst die Frage entschieden; er hat es aber nicht; also kann er es nicht. Der Grund, warum der medizinische Befund aus sich außerstande ist, eine erhoffte Antwort zu geben, ist, daß er ungeprüfte philosophische Voraussetzungen einschmuggelt. Es ist wichtig, sie im Verlauf unserer Überlegung auszukämmen. Dabei wird methodisch die allgemeine Frage über den Status des Fötus in vier präzise Unterfragen aufgeteilt:

Ist der Fötus lebend?

Ist der Fötus individuell und unterschieden?

Ist der Fötus menschlich?

Ist der Fötus eine Person?

Ist der Fötus lebend?

Diese ist die leichteste der vier Fragen. Der Fötus ist *lebend*, was klar an seinem Zellwachstum innerhalb von Stunden nach der Befruchtung gezeigt werden kann. Sein rudimentäres Herz zieht sich zusammen und entspannt sich nach drei bis vier Wochen, und die Herzschläge können ungefähr in der zehnten Woche nachgewiesen werden. Und so weiter. Dies allein ist jedoch nicht genug, das Vorgehen gegen die Abtreibung zu begründen, da wir fragen müssen: Welche *Art von Leben* ist dies?

Ist der Fötus individuell?

Befürworter der Abtreibung spielen mit der Behauptung, daß der Fötus bloß ein «Teil» oder ein «Gewächs» am Leib der Mutter sei. Davon leiten sie ab, daß die Mutter Rechte über ihren eigenen Leib habe und so nach eigenem Gutdünken darüber verfügen könne. Dieser Satz ist in dieser Form zweifelhaft (ist etwa Selbstverstümmelung erlaubt?), aber er ist noch zweifelhafter, wenn er auf Abtreibung angewandt wird. Trotz der klaren symbiotischen Beziehung zwischen der Schwangeren und dem Fötus, hat doch der Fötus im Frühstadium seine eigenen genetischen Strukturen, eigene Herzschläge und eigene Hirnströme. Er ist strukturell und genetisch unterschieden. Überdies kann er schon mit acht Wochen auf Sinnesreize reagieren.

Ein Versuch, das Argument von der Genetik mit dem Argument von der «wesenhaften Veränderung» zu verbinden, machte *Germain Grisez*. Hier ist der Kern seiner Argumentation:

Der Same und das Ei können vor der Befruchtung offensichtlich als jenen zugehörig betrachtet werden, von denen sie stammen. Wenn aber einmal Empfängnis geschieht, existiert eine Zelle, die mit keinem der beiden Eltern identifiziert werden kann. Das befruchtete Ei ist etwas *Eigenes*, das aus zwei Quellen stammt. Die Tatsachen der Genetik zeigen klar, daß die Einheit des befruchteten Eies in kontinuierlichem Zusammenhang steht mit dem, was sich daraus entwickelt, während die Zweiheit von Same und Ei in kontinuierlichem Zusammenhang mit der Zweiheit der Eltern steht.

So ist die eigentliche Abgrenzung zwischen Eltern und Nachkommenschaft die Empfängnis, und so beginnt das neue Individuum mit der Empfängnis. Aus dieser Sicht ist es denn gewiß, daß der Embryo von der Empfängnis bis zur Geburt ein lebendiges, menschliches Individuum ist.¹

Das Argument von der Wesensänderung erlaubt uns allerdings nicht, so schnell auf die *menschliche Natur* des Fötus zu schließen. Einwandfrei kann geschlossen werden, daß nach der Befruchtung ein neues Wesen existiert, das vom Ei und vom Samen verschieden ist. Aus der Genetik kann man einen denkbar starken Beweis in Richtung auf menschliche Natur erbrin-

gen, denn die DNA-Ketten (Desoxyribonukleinsäure) sind *artspezifisch* und bleiben es: nur ein menschliches Kind kann aus der Vereinigung von Same und Ei geboren werden. Aber das ist nicht alles. Der erwähnte DNA-Code ist nicht nur artgemäß (das heißt menschlich und nicht irgendetwas anderes), sondern er ist auch individuell:

Jeder von uns erbte aus der Zeit, als das Ei unserer Mutter durch den Samen unseres Vaters befruchtet wurde, nicht nur die gemeinsamen Eigenschaften, sondern auch manche ganz individuellen, wie die genaue Farbe unserer Augen und der Haut, unsere Fingerabdrücke und die Gestalt unserer Gesichter (Bernard Towers).

Ist es ein Zufall, daß die beste Methode zur Registrierung individueller Identität der Fingerabdruck ist? Dieser ist die Probe nicht nur für Verschiedenheit, sondern auch für *Einzigartigkeit*. Wenn man über die Individualität des Fötus redet, braucht man nicht zu Begriffen von noch nicht verwirklichter Möglichkeit (potentiality) Zuflucht zu nehmen. Der Fötus ist schon individuell und einzigartig. Wollen wir nicht alle das Einmalige, das Individuelle hochhalten? Ist es nicht gerade der Anspruch (manchmal aus Selbsterhöhung, manchmal aus Selbstmitleid), den wir alle machen, nämlich gemäß unserer Einmaligkeit und Individualität gewertet zu werden?

Ist der Fötus menschlich?

Wir haben bereits gesehen, daß der Fötus lebend, individuell und aufs Menschsein ausgerichtet ist. Können wir darüber hinausgehen? Ist der DNA-Code die *Definition* vom Menschsein? Schließen wir nicht in unsere Definition vom Menschsein als konstitutive Elemente Vernünftigkeit und Bezogenheit mit ein? Wir tun es. Daraus folgt: Obwohl ein bestimmter DNA-Code eine notwendige Bedingung für das Menschsein ist, ist es doch schwieriger, ihn als Unterscheidungsmerkmal für das Menschsein zu gebrauchen. Um der Klarheit willen wollen wir versuchen, die Bedeutung von *Potentialität* als ein Vermögen, unter entsprechend günstigen Umständen etwas zu werden, zu erkennen. Dies sollte für das heutige Verständnis nicht schwierig sein, da wir gewohnt sind, nicht in statischen Begriffen von Wesenheiten, sondern in dynamischen Begriffen des Entstehens, des Prozesses und des Wachsens zu denken. Und im

Legiferieren nicht legitimieren

Strategie des kleineren Übels

Das Redaktionsteam der Zeitschrift «The Month» arbeitete in enger Beratung mit Gynäkologen, Endokrinologen, praktischen Ärzten sowie einem Psychiater und einem Moraltheologen. Die Studie, aus der wir den zentralen Abschnitt publizieren, erschien im Maiheft der Zeitschrift und trägt den Titel *A New Catholic Strategy on Abortion*. Als «Strategie» wird darin (mit Kardinal Heenan) empfohlen, den katholischen Standpunkt nicht als «katholische Lobby» erscheinen zu lassen und einen «Dialog von Tauben» heraufzubeschwören. Die spezifisch katholische Sicht sei eher philosophisch als theologisch begründet. Unsere wahre Chance bestehe deshalb darin, auf der richtigen Ebene die richtigen Fragen zu stellen, um so mit den Vertretern anderer Standpunkte wirklich ins Gespräch zu kommen. Als Beispiel wird die juristische Ebene erwähnt, wo *legiferieren* (Gesetze erlassen) nicht gleichbedeutend mit *legitimieren* (rechtfertigen) ist. Entsprechend muß auf der politischen Ebene nach dem Möglichen und Erreichbaren, statt nach dem ethisch «einzig Richtigen» gefragt werden, da dieses auf der politischen Ebene das (auch ethisch) Schlechtere heraufbeschwören kann. Die «Strategie» muß hier diejenige des kleineren Übels sein. Mangels einer solchen Strategie verpaßt man vermittelnde politische Lösungen, bewirkt Polarisierung und riskiert, wie in der Bundesrepublik Deutschland, den Sieg des größeren Übels, wozu wir die Fristenlösung rechnen.

Die Redaktion

¹ Germain Grisez: *Abortion: The Myths, the Realities and the Arguments* (Washington, Corpus Books, 1970), S. 274.

Embryo hat zweifellos ein Prozeß begonnen, der, wenn er nicht unterbrochen wird, zum Menschsein führt.

Der Begriff der Potentialität ist dem «modernen Geist» ganz allgemein vertraut, er hat aber einen besonderen Klang für den Embryologen, weil er einer jener Begriffe ist, die er für seine Arbeit braucht. So wird er beispielsweise von «prospektiver Bedeutung» (prospective significance) sprechen, was besagt, daß dieses bestimmte Element im normalen Verlauf der Entwicklung das Auge sein wird und nicht etwas anderes. Er spricht auch von «prospektiver Entwicklungsmöglichkeit» (prospective potency) und meint damit, daß in experimentellen Bedingungen Zellen von ihrer normalen Entwicklung abgelenkt werden können und somit etwas anderes werden. Einige Teile sind früher als andere endgültig bestimmt. Aber selbst dort, wo eine Vielfalt der Potentialität besteht, wird diese fortwährend eingegrenzt. Dieses Prinzip ist auch im voll entwickelten Leben wirksam: Indem wir eine Wahl treffen, begrenzen wir uns selber; ein Mann, der Arzt wird, kann nicht länger der große Violinist sein, der er hätte sein können.

Die französische interdisziplinäre Studie der *Etudes* trägt eine nützliche Unterscheidung bei: «Man muß unterscheiden zwischen menschlichem und humanisiertem Leben» («Etudes», Januar 1973, S. 71, deutsch: «Orientierung» Nr. 4/1973, S. 45). Man kann zugeben, daß vollmenschliches Leben Aufnahme und Anerkennung von seiten der menschlichen Gesellschaft verlangt. Der Beweis für das Menschsein ist das Bestehen von menschlichen Beziehungen, durch die, so kann man wohl sagen, einer in die Menschheit eingegliedert ist. So besitzt der Fötus nicht *humanisiertes Leben*, wohl aber *menschliches Leben*, welches die Bedingung für humanisiertes Leben ist. Dies ist ein anderer Weg, den Gedanken der Potentialität zu formulieren; er hat jedoch den Vorteil, nicht zu viel für den Fötus zu behaupten und zugleich die Rolle der Beziehungen in der Entwicklung des Menschseins anzuerkennen. Und er macht uns mehr geneigt, den Fötus zu «respektieren», da der Anerkennungsprozeß durch die Gesellschaft *dort beginnt* und weil von der Einstellung zum fötalen Leben weitgehend die Einstellung zum Kind nach der Geburt abhängt. Dies wird gerade durch die Befürworter der Abtreibung bewiesen, die ihre Argumente darauf gründen, die Zahl der «unerwünschten» Kinder nicht vermehren zu wollen. «Unerwünscht» zu sein heißt gerade durch Verweigerung nicht anerkannt zu sein, nicht zugelassen zu sein zur menschlichen Rasse, beraubt zu sein der Möglichkeit zur Humanisierung. Wir möchten gerne psychoanalytisch mehr wissen über die Aggressivität, die sich hier offenbart.

Ist der Fötus eine Person?

Lebend, individuell und humanisierbar zu sein ist viel, aber nicht genug. Es geht einmal mehr um das Personsein. An diesem Punkt versagen wissenschaftliche und medizinische Kriterien, weil das Fragen: «Was ist eine Person?», oder besser: «Wann ist eine Person?», nicht etwas ist, das in das Gesichtsfeld der Forschung fällt. Das Urteil über das Personsein ist philosophisch und besteht aus Wertbegriffen. Die vorgängige Diskussion mag uns zur einen oder anderen Sicht bewegen, aber wir müssen anerkennen, daß hier die große Scheidung der Geister liegt.

Eine weitverbreitete zeitgenössische Meinung sagt, daß das «Personsein», die aktive Ausübung des Menschseins, völlig und ausschließlich von gesellschaftlicher Interaktion herstamme. Von den Christen wird angenommen, sie würden eine statische, ontologische Sicht («Eine Person ist eine Person, unabhängig von Beziehungen») festhalten; dies jedoch ist eine Verdrehung, da letztlich eine Person durch ihre Offenheit zu den Mitkreaturen und zu Gott definiert wird. Wenn diese Dimensionen herausgeschnitten sind, hat man eine verstümmelte Person, ein nicht-realisiertes Potential. Aber die heutige Sicht *reduziert* eine Person auf Beziehungen, ohne auf die

Grundlage der Beziehungen zu achten. Ein typischer Vertreter dieser Richtung ist der Amerikaner *Ashley Montagu*, der behauptet, daß das Menschsein «eher eine Errungenschaft als eine Gabe» sei. In dieser Sicht ist der Mensch nicht als menschliches Wesen geboren, er wird menschlich durch seine Beziehungen. Es wird der Versuch gemacht, den Erwachsenen, der in einem ganzen menschlichen Beziehungsnetz steht (Liebe, Arbeit, Spiel), mit der *tabula rasa* des Fötus (keine Liebe, keine Arbeit, kein Spiel) zu kontrastieren. Diese Einstellung legt nahe, daß es keinen Vergleich zwischen einem Erwachsenen, der in der Welt tätig ist, und dem ungeborenen Fötus, der monatelang unterwegs ist, gibt, bevor er bei der Geburt zu seinem ersten gesellschaftlichen Akt gelangt. Mit dieser Begründung wird Abtreibung gerechtfertigt, weil der Fötus den Status des Menschseins angeblich nicht erreicht hat. *Beim Rechtfertigen der Abtreibung ändert man die Definition des Menschseins*. Das ist es, was tatsächlich geschieht, und es wird lebenswichtig, die Konsequenzen aufzuzeigen.

Errungenschaft oder Potentialität?

Denn die Wertung des Menschen nach Begriffen von *Errungenschaft* (achievement) hat enorme Folgen. Zunächst einmal: Was müssen wir denken über jene, die ihr Leben ohne nennenswerten Erfolg gelebt haben und die nun eine Belastung für die Gemeinschaft sind? Kann man sie ruhig beseitigen? (Ja, sagen die Befürworter der Euthanasie, die wenigstens aus diesen Prämissen den logischen Schluß ziehen.) Was müssen wir machen mit jenen, die nicht einmal ein Minimum von Potentialität haben, oder deren Potentialität schwer geschädigt ist: die Behinderten, die Abnormalen, die Gelähmten? Wenn die Menschen nur danach gewertet werden, ob und weil sie bedeutsam handeln, «wer soll dann noch der Zuchtrute entgehen»? Generationen von Utilitaristen haben das Urteilen in der angelsächsischen Welt geprägt. Das Echo von Benthams «glücksbringendem Kalkül» (felicific calculus) kann man in jeder Abtreibungsdebatte in den Massenmedien vernehmen. Es ist nur entfernt einsichtig, weil die Aufmerksamkeit ausschließlich der Mutter und ihrer traurigen Lage gilt. Wohin dies führen kann, vernimmt man in einer denkwürdigen Äußerung von *Thomas Szasz*: «Es sollte keine besonderen Gesetze zur Regelung der Abtreibung geben. Solch eine Operation sollte ebenso statthaft sein wie, sagen wir mal, eine Schönheitsoperation an der Nase.»² Laß die weiteren Dimensionen außer Sicht, definiere den Menschen neu, vergiß, daß Abtreibung immer in eine weitere Geschichte eingereiht ist: diese und ähnliche Bemerkungen sind nicht mehr überraschend.

Aber das von den Abtreibungsbefürwortern zugrundegelegte Prinzip – das selten klar formuliert wird – besteht nicht einfach darin, daß das Personsein mit den Begriffen von Errungenschaft erfaßt werden muß. Es ist, daß Errungenschaft der Potentialität *vorgezogen* werden muß. Dagegen gibt es zwei vernichtende Einwände:

► Der erste Einwand: Keiner glaubt an dieses Prinzip und keiner handelt darnach. Täten sie es, dann wären die Liebe, die Sorge und die Geduld in der Kindererziehung eine Zeitverschwendung. Die Kinder sind nicht nach ihren Errungenschaften eingeschätzt, weil sie soweit nichts vorzuweisen haben, sie sind geschätzt wegen ihrer Potentialität. Wie kommt es, so muß man sich fragen, daß ausgerechnet der Tod eines jungen Menschen immer als besonders tragisch empfunden wird? Wäre der erreichte Erfolg unser Gradmesser fürs Menschsein, dann müßte uns das nicht weiter beunruhigen. Aber es ist gerade der Sinn für die dort vorhandene, leider aber nicht zur Erfüllung gelangte Potentialität, der das Gefühl der Tragödie hervorruft. Betrogenes Versprechen, verfehlt Hoffnungen, sie bilden den Stoff zur Tragödie. So ist die Grundvoraussetzung

² «The Ethics of Abortion», *The Humanist*, 26/1966, S. 147.

der Abtreibung so, daß (voraussichtlich) nicht einmal ihre Befürworter im Traum daran denken, ihr in der Praxis konsequent zu folgen. Zwischen dem Potential eines drei Monate alten Fötus und jenem eines dreijährigen Kindes liegt nur ein Grad- und Zeitunterschied. Sie sind nicht verschiedener Ordnung.

► Der zweite Einwand: Dem Prinzip der Errungenschaft über dem der Potentialität den Vorzug zu geben heißt, die Rechte der großen Bataillone über die Wehrlosen zu bekräftigen. Das heißt, daß Macht Recht ist. Der Erwachsene, die Mutter, kontrolliert die Situation: Sie hat die Wahl (Neinsagen, Empfängnisverhütung, das Kind haben). Der Fötus hat keine Wahl. Er hat nicht verlangt, zu sein, und er nimmt seinen Platz im Universum mit jener Eigenschaft, die Sartre *de trop* nannte. Er hätte nicht sein können, nun aber ist er. Es gab eine Zeit, als solch ein Gedanke Staunen hervorrief. Indem man die Debatte *a priori* zugunsten der Mutter verlagert, die dann mit dem Fötus umgehen kann, als ob er ein bösartiges Geschwür wäre, sanktioniert man eine drastische Ausübung von Macht. In allen übrigen Bereichen würden wir das erkennen und zugleich zum Stehen bringen. Aber hier und für die meisten von uns sterben die Opfer ungesehen, dementsprechend werden die Gewissen leicht beruhigt. Abtreibung ist, wie die Pornographie, wesentlich reaktionär: sie bewahrt das Establishment der Erwachsenen vor Störung und versucht die Dinge so zu halten, wie sie sind. Der Bluff, der suggeriert, es handle sich um ein «fortschrittliches» Anliegen, das nur von verstaubten Obskurantisten bekämpft werde, sollte bloßgelegt werden.

Evangelium für die Unerwünschten

Es sei hier noch ein letztes und spezifisch christliches Argument beigefügt. Zum Einwand, daß es keinen Sinn habe, ein theologisches Argument bei Gottesleugnern zu gebrauchen, kann man hier wie in der ganzen Diskussion erwidern, daß es nicht einfach um das Vorbringen eines Argumentes geht. Es ist ebenso wichtig, Zeugnis zu geben für das Evangelium. Und es gehört zum Wesen des Evangeliums, daß die Schwachen und die Wehrlosen, jene, die keine Macht haben und (wir können beifügen) die «Unerwünschten», trotzdem gepriesen werden sollten, denn ihnen gehört das Reich Gottes. Wie sie beachtet und behandelt werden, wird ein Prüfstein sein. Die Originalität des Evangeliums besteht gerade darin, daß es mir nicht genügen soll, meinen eigenen Stamm, meinen eigenen Erwachsenenstamm zu lieben, sondern daß ich zur Liebe des andern, des Eindringlings, des unerwünschten Gastes aufsteigen muß. Wir fangen an zu sehen, daß dies ins Herz des Rassenbewußtseins trifft. Es gibt auch einen Rassendünkel der im Besitz komfortabel eingerichteten Erwachsenenwelt.

(Übersetzt von K. Weber)

Arbeitssteam The Month, London

Absterben ist noch kein Sterben

So könnte der Titel übersetzt werden, unter welchem Ende des letzten Jahres zwei Niederländer ein höchst beachtenswertes, leider noch nicht ins Deutsche übersetztes Buch veröffentlicht haben: *Doodgaan is nog geen Sterven*.¹ Leo Bakker, Professor für systematische Theologie, und A. Thiadens, Fachmann für Krankenhausführung, deuten in einem Motto ihre Absicht an: Noch nie wurde der Tod so todernst genommen und noch nie auch so verdrängt wie heute. Dieser Spaltung im Bewußtsein des heutigen Menschen wollen sich die beiden Verfasser stellen. Dies um so mehr, als Reflektieren über den Tod, nachdem es schon lange Gegenstand von Philosophie, Literatur und Kunst geworden war, immer mehr in das allgemeine Bewußtsein zu dringen beginnt. In diesem Bewußtsein nun tut sich

¹ Dr. A. J. H. Thiadens und Dr. L. A. R. Bakker, *Doodgaan is nog geen Sterven*. Verlag Het Wereldvenster, Baarn (NL), 1972.

zwar vordergründig eine Verdrängung der Todesrealität als Kluft auf, durch welche man meint, eben diese Realität weit vom «Leben» scheiden zu können: man darf nicht mehr wie früher in der vertrauten Umgebung der Familie sterben, sondern wird dazu in Krankenhäuser und Altenheime abgeschoben. Hintergründig jedoch kann ein neues Todesverständnis heraufkommen. Einem solchen aus recht verstandenem Leben erwachsenden, bejahenden Todesverständnis will dieses Buch den Weg ebnen.²

Der Mensch erfährt sich in dem Maß als Mensch, als er in sich die Möglichkeit und Notwendigkeit erkennt, über sich zu verfügen. Er erkennt sich als Distanz von sich selbst. In dieser Distanz entfalten sich Freiheit und Bewußtsein; in diesem «Zwischenraum» vollziehen sich aber auch die Erfahrungen vom Ende, vom Sterben. Im Begriff «Mini-Dood» werden die unzähligen Erfahrungen von Krankheit und Schwäche in ihrer Gegensätzlichkeit zu Gesundheit zusammengefaßt: abnehmende Kommunikationsmöglichkeit, Erlöschen des Schöpferischen, Zunahme stereotyper Wiederholung von schon Gehandhabtem, Abnahme von Entfaltungsmöglichkeiten usw. Also Vorwegnahme des Endens. Wenngleich die Verfasser den Gegensatz zwischen Tod als (Ver)Enden und Gesundheit als stets erneutes Geborenwerden sehen, verweisen sie zugleich darauf, daß im Gesundsein schon ein «Sterben» immerfort vorweggenommen wird: «Mini-Sterven». Gesundsein erweist sich gerade als Auflehnung gegen bedrohende Mächte, als die Möglichkeit, diesen Verneinungen aus eigener Kraft, sich selbst bejahend, entgegenzutreten. In der letztlich nicht mehr zu bewältigenden Aufgabe den leiblichen Tod zu überwinden, kann der Mensch seinen Tod aus einem bloßen «Absterben», bloßen «Tot-gehen» zu einem «Sterben» wandeln. So verstanden wird Sterben zu einer Lebensaufgabe.

Phasen des Todes – Schritte zum Sterben

Schon der gewöhnliche Sprachgebrauch zeigt die Ambivalenz, in der der Mensch dem Tod begegnet. Einerseits das Unwiderrufliche, das ihn kennzeichnet, das Aufhören, das Ende, der Schluß. Das ist ausgesprochen in Formen wie: Tote Sprache, tote Stadt, todstill usw. Aus solchen Worten klingt Lebensverneinung, Aufhören des Geschehens, es besteht keine Perspektive mehr in eine Zukunft. Andererseits gibt es Sprachformen, die gerade Leben meinen: Ohne das «tote» Skelett wäre Leben unseres Organismus' unmöglich. «Totes Holz» bezeichnet den untersten Teil am Schiffsrumpf: gerade in seiner unbeweglichen Starre ermöglicht er das Halten des Kurses. Der Lebensfaden, den die Parzen (oder Nornen) «durchschneiden», was zunächst als Ende und Aufhören verstanden werden kann, ist wohl im Mythos als Durchschneiden der Nabelschnur verstanden worden, wodurch überhaupt erst echtes, also eigenes, selbständiges Leben ermöglicht wird. Schon das Absterben geschieht in Stufen: «Genetischer Tod» als Aufhören der Zeugungsfähigkeit; der «soziale Tod» als Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß. Ja selbst das endgültige zu Tode-Kommen vollzieht sich in deutlich anweisbaren Phasen: Zell-, Molekular-, Organ-, Herz-, Gehirntod. Aber auch auf der «andern Seite» seines Wesens, im Bereich der Selbsterfahrung, hat der Mensch sich dem nahenden Tod in «Schritten» zu nähern. Zunächst ein «Nicht-wahr-haben-Wollen» des Ernstes der Situation. Dann kann es zu einer Phase der Auflehnung kommen. Daraus erstehen oft verzweifelte Auswegversuche, schließlich kann tiefe Depression vom Menschen Besitz ergreifen. Selbstverständlich sind diese «Phasen» weder bei

² Selbst für den Holländisch Sprechenden ist das Buch keine leichte Lektüre! Was von wenigen Büchern gesagt werden kann, muß hier unterstrichen werden: Ein riesiger Stoff, in knapper Formulierung dicht gedrängt, könnte die doppelte Seitenzahl füllen. Weite Partien sind fast im Telegrammstil geschrieben: da läßt sich nichts mehr raffan. So kann hier nur der Versuch gemacht werden, die Linie, der die Überlegungen folgen, in Markierungen anzuzeigen.

jedem deutlich anweisbar, noch auch werden sie in derselben Abfolge erfahren. Oft auch sind die einzelnen Phasen nicht klar abgrenzbar, sie können auch nebeneinander existieren. Das Grundverhalten Sterbender ist so verschieden, als es eben verschiedene Menschen gibt. «Der Tod hat viele Gesichter.»

Hier sei auf zwei besondere Vorzüge des Buches hingewiesen. Es läßt sich kaum ausmachen, welcher Satz (geschweige Abschnitt) vom Theologen und welcher vom Biologen formuliert wurde. Hier ist der Mensch nicht in «Zuständigkeitsbereiche» aufgeteilt. Allein schon der Stil läßt erkennen, daß hier der Mensch stets in seiner leib-seelischen Ganzheit gesehen wird. Darin ist ein zweiter Vorzug begründet: Wenn es nämlich um die Erörterung der sogenannten «Endphase» geht, also die endgültige «Annahme» des Todes.

Daß für Verfasser, die gläubige Christen sind, der Hinweis auf die Auferstehung sich nahelegen könnte, wäre durchaus verständlich; daß dies jedoch nicht zu einem Überspringen der konkreten Situation, in der sich der Sterbende befindet, geschieht, daß christliche Hoffnung nicht in der Weise eines «Kurzschlusses» angeboten wird, hebt ebenfalls dieses Buch aus so vielen Darstellungen «christlichen Sterbens» heraus. Gerade wer täglich an Sterbebetten zu stehen hat, wer immerfort Sterbende «begleiten» muß (darf!), ist dankbar für die einfühlsame Weise, für den unaufdringlichen Takt, mit dem hier der Glaubende in der «Endphase» an die zentrale Glaubensaussage herangeführt wird: meine Auferstehung in Christus. Aus den Erfahrungen, die im Leben gewonnen wurden, die vielleicht erst jetzt – rückschauend – als solche voll ins Bewußtsein gehoben werden, wird eine zu immer mehr Hoffnung aufsteigende Linie gezeichnet. Wie zum Beispiel der «soziale Tod» als Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß zur Entfaltung bisher brach gelegener Möglichkeiten werden kann, ja bei vielen Menschen erst zur Erkenntnis der besten Fähigkeiten und damit zur wirklich eigenen Berufung führte. Oder was schon rein physisch vom ersten Augenblick des Daseins an galt: Einmaligkeit, Unwiederholbarkeit, Un austauschbarkeit der Person wird auf der Ebene des personalen Ichbewußtseins endgültig zur Person. Es wird der Weg vom bloßen Individuum zur Person zum Ziel geführt. Oder wie der Mensch einmal seine leibliche Gestalt in sich fertig abgeschlossen bekommt, wird er nur in seiner Gestalt als Person «fertig». Dies in eigenem Mitwirken, in freier Annahme seiner selbst und damit auch der Todessituation. Hinnahme nicht in dem Oberflächenklang dieses Wortes als Nicht-anders-Können, als passive Resignation, sondern in dessen (auch grammatikalischem) Vollsinn, als «Nehmen», was Tun, freier Akt bedeutet. Hat sich aus tausend großen und kleinen Lebenssituationen immer ein neuer Auftrag an den Menschen ergeben, kann diese letzte nicht – und gerade sie, weil allerletzte – zum letzten und zugleich größten Auftrag werden? Und ist nicht schon im Begriff «Auftrag» ein Ziel einbeschlossen?

Belebend in unserem Leben

Selbstverständlich wird kein Versuch gemacht, Auferstehung «beweisen» zu wollen. Weggeräumt werden jedoch Dualitäten im Denken, die seit jeher das Denken des einfachen Menschen wie auch der Theologie weitgehend bestimmt haben und die heute nicht mehr vollziehbar sind: die gegensätzliche Dualität von Himmel–Erde, von Leib–Seele, von Gott–Welt. Wohl aber wird nun im Menschen selbst immer deutlicher eine andere noch tiefer greifende Dualität erkennbar: Der Mensch sieht sich immer mehr als sich selbst gegenüber gestellt; er erfährt sich als Zweierheit innerhalb der Einheit seiner Person. Darum begannen die Verfasser ihre Überlegungen mit dem Hinweis auf diese innere Distanz. All die Schritte, die «Schichten», die aus den Reflexionen über Tod und Sterben sorgfältig tastend gemacht wurden, erweisen sich in dieser Distanz geortet. Mag der Mensch sich noch so sehr als «selbstmanipulierbar» er-

fahren, so ist dies doch eingebettet in zwei von ihm nicht zu manipulierende Grenzen: das Noch-nicht des Daseinsbeginns und das Nicht-mehr, das im Tod auf ihn zukommt. In dieser Distanz nun erfährt der Mensch dieses Nicht-mehr tausendfach; darin ist er aber getragen von jenem Impuls, den wir «Hoffnung» nennen. Die vielen «Tode», die er im Leben zu sterben hat, zeigen, daß Tod und Sterben nicht nur Lebensbegleiter sind, sondern dem Leben stets neue Impulse geben, die ihn von Hoffnung zu Hoffnung, von Ziel zu Ziel tragen. So gesehen könnte ein neues Todesverständnis heranwachsen. Tod ist nicht mehr Ende, Schluß; er ist neuer Beginn, weil er es als «Mini-Dood» schon immer war. Tod ist daher nicht etwas, was «nachher» kommt, sondern schon immer belebend in unserem Leben am Werk.

Von dem vielen, das noch zu sagen wäre, sei nur noch der überzeugende Aufruf an alle, die es angeht, erwähnt: den Tod auch in seiner Funktion für die noch Lebenden zu sehen. Warum läßt man mehr und mehr Sterbende allein sterben? Fern von der Familie, in Sterbekammern der Spitäler? Hat der Sterbende nicht das Recht, in den entscheidendsten Phasen seines Lebens begleitet zu werden? Wurde er überhaupt nur Mensch in Beziehungen zu Menschen, so wird ihm doch, vor allem in der endgültigen Phase seiner «Menschwerdung», das Mitsein der ihm Nahestehenden in dem Maß tragende Hilfe sein als die eigenen Kräfte schwinden. Und die Lebenden berauben sich im scheuen Fernbleiben einer Lehre zum Leben, wie sie ihnen anderswo nicht nachdrücklicher gegeben werden kann.

Erwin Huger, Basel

DER AUTOR ist Spitalpfarrer am Kantonsspital Basel.

Schweizer Synoden in zweiter Runde

Im letzten Herbst war die erste Arbeitssitzung der schweizerischen Synoden¹ in fast allen Diözesen mit einer gewissen Hochstimmung zu Ende gegangen. Doch rechtfertigte die geleistete Arbeit solche Euphorie? Der kommende Gang der Synoden hatte dies zu erweisen. Die erste gesamtschweizerische Ausgleichssitzung in Bern (24./25. Februar 1973)² brachte eine spürbare Ernüchterung, und bei der eben beendeten zweiten Arbeitssitzung der Diözesansynoden (31. Mai bis 3. Juni) tauchten ebenfalls neue Probleme auf, die nicht alle bewältigt werden konnten. Trotzdem kam es keineswegs zu einer Enttäuschung. Durch die intensive Anfangserfahrung scheinen die einzelnen Synoden eine Identität gefunden zu haben, die durch die neuen Schwierigkeiten nicht so schnell zu erschüttern ist.

Das zentrale Thema der vergangenen Arbeitssitzung war: «Die Verantwortung der Kirche in der Schweiz für Mission, Entwicklung und Frieden». Die Spannweite der aufgeworfenen Fragen war sehr groß. Es ging um Bewußtseinsbildung, um personelle, finanzielle und organisatorische Fragen. Es wurde um ein neues Missionsverständnis gerungen. Kulturelle, wirtschaftliche und politische Fragen im Rahmen des Themas «Entwicklung» wurden angeschnitten. Desgleichen diskutierte man heftig über die Armee und die Feldprediger, über die Erziehung zum Frieden und die Diskriminierung. Überall zeigte sich die Überzeugung, daß sich die Christen dieser wichtigen Fragen annehmen müssen und sich entsprechend zu engagieren haben. Das *wie* war aber weit weniger klar. Einerseits war man den meisten Fragen kaum gewachsen. Es fehlte die nötige Sachkompetenz oder die eigene Erfahrung. Andererseits sah man nicht genügend deutlich, ob sich nur die einzelnen Christen im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Raum zu engagieren haben oder ob dies auch Aufgaben der

¹ «Orientierung» 1972, Nr. 23/24, Seiten 267 ff.

² Vgl. Nr. 5 vom 15. März 1973, Seiten 58 ff.

Synoden sei. Gerade diese Frage hatte jedoch durch die schweizerische Volksabstimmung vom 20. Mai über den Jesuiten- und Klosterartikel eine neue Bedeutung bekommen. War doch in der Abstimmungskampagne mit beträchtlichem Erfolg das Schreckgespenst eines «politischen Katholizismus» beschworen worden.

Gewiß, man war sich überall einig in der Überzeugung, daß sich auch die Synoden als Synoden für mehr Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden einsetzen müssen. Doch unklar war die Grenze, wo diese Grundrichtung in den kontroversen politischen und wirtschaftlichen Raum übergeht, in dem ein kirchliches Gremium nicht mehr im Namen der Kirche sprechen darf, wenn es die Eigenständigkeit dieser Ordnungen respektieren will.

Im Tessin gab es eine heftige Debatte über die militärische Landesverteidigung. Viele Votanten lehnten diese fast ganz ab. Erst nach einer sehr langen Auseinandersetzung wurde schließlich ein Text angenommen, der einerseits den Friedensauftrag der Christen stark unterstrich und sich andererseits doch nicht gegen eine militärische Verteidigung stellte.

In der St. Galler Synode lehnten es die Synodalen – ebenfalls nach einer langen Diskussion – ab, zum Thema der Feldprediger überhaupt einen Text zu verabschieden. In der Synode Basel wiederum erklärte gerade ein solcher Feldprediger unter großem Beifall, jede Armee sei letztlich eine Maschinerie zum Töten. Sie werfe deshalb viele Gewissenskonflikte auf. Gerade deshalb sei es aber auch nötig, die Soldaten seelsorgerlich zu begleiten. Die Grundstimmung der Synoden zur Landesverteidigung dürfte vor allem darin zum Ausdruck kommen, daß die Berechtigung der Armee nirgends mehrheitlich bestritten, mit Ausnahme von Sitten aber überall ein Text angenommen wurde, durch den die Soldaten und Offiziere aufgefordert werden, «ihre Funktion kritisch im Sinne des christlichen Friedensauftrages wahrzunehmen».

Beim Thema Entwicklung standen zwei Möglichkeiten offen. Entweder nahmen die Synoden zu den drängenden politischen und wirtschaftlichen Fragen nur ganz allgemein Stellung, oder sie beschränkten sich auf jene wenigen Punkte, bei denen sie ins Konkretere vorstoßen konnten. Diese Alternative wurde allerdings nirgends klar ausgetragen. Zwei Bedenken stritten nämlich dauernd gegeneinander. Wollte man zu allen wichtigen Fragen Stellung nehmen, dann geriet man in Gefahr, unverbindliche Kataloge von Weltverbesserungsvorschlägen aufzustellen. Zog man jedoch eine Beschränkung auf wenige Punkte vor, dann mußte der Eindruck entstehen, man drücke sich an den äußerst brennenden Fragen vorbei.

Übersichtlicher war die Fragestellung beim Thema Mischehe. Alle Synoden verabschiedeten – und zwar meistens mit ausdrücklicher Zustimmung des Bischofs in definitiver Form – weitgehend ähnlich lautende Erklärungen. Bedeutungsvoll waren dabei vor allem die Äußerungen zur Frage der Kindererziehung. Als Beispiel sei der in Chur angenommene Text angeführt:

«Die Synode empfiehlt den zuständigen Instanzen, folgende Regelung zu treffen: Es liegt in der gemeinsamen Entscheidung beider Elternteile, in welcher Konfession kommende Kinder getauft und erzogen werden. Jedes einseitig getroffene kirchliche Versprechen eines Ehepartners ist abzulehnen.»

Auf Antrag der gesamtschweizerischen Koordinations-Kommission wurden zu diesem Themenkreis folgende Punkte von allen Synoden an eine gesamtschweizerische Synodenversammlung abgetreten: Ökumenische Trauungsliturgie, Abschaffung des kanonischen Eehindernisses der Bekenntnisverschiedenheit und Anerkennung der nichtkatholisch getrauten Mischehe. Aufgeschoben wurde hingegen die Frage nach einer allgemeinen Anerkennung der Ziviltrauung, da im Tessin die Beratungen noch nicht genügend weit gediehen waren.

Albert Ebnetter
Pietro Selvatico
Benno Gassmann

Hat Glauben noch Sinn?

Grundfragen nach Kirche, Gott und Welt

252 Seiten, broschiert, Fr. 17.80

Hat es noch Sinn, von Gott zu reden, wenn Theologen erklären: Gott ist tot? Hat Glauben noch Sinn, wenn es in der Welt offensichtlich auch ohne Glauben geht? Von dieser Glaubenssituation her werden in diesem Buch theologische Grundfragen nach Kirche, Gott und Welt angegangen.

Benziger Verlag

Zürich

In zwei Synoden kam es zum ersten Mal – und zwar in einem je anderen Punkt – zu einem Gegensatz zwischen dem Bischof und der Mehrheit der Synodalen.

In *Fribourg* hatte die Synode einen eigenen, besonders vorsichtig abgefaßten und mit pastoralen Appellen erweiterten Text erarbeitet, um dem vor allem von St. Gallen und Basel vorangetriebenen Anliegen der besseren Konfliktbewältigung zwischen Theologen und Lehramt (Verfahren der Glaubenskongregation) zu entsprechen. Der Text war (in erster Lesung) großmehrheitlich angenommen, und seine Abtretung an eine gesamtschweizerische Synodenversammlung zwecks Formulierung einer gemeinsamen Eingabe nach Rom beschlossen worden, als Bischof *Mamie*, dem der Text längst zur Einsicht vorgelegen hatte, zur allgemeinen Verblüffung sein *Veto* einlegte.

In *Chur* war man mit dem Thema «Ehe im Werden und in der Krise» ein wenig vorgeprellt und den andern Synoden zeitlich voraus. So mußte Bischof *Vonderach* als erster der Schweizer Bischöfe Stellung nehmen zur Frage der Zulassung wieder-verheirateter Geschiedener zu den Sakramenten. Er erklärte, daß die Bischöfe dem bei der ersten diözesanen Lesung und auf der schweizerischen Ausgleichssitzung erarbeiteten Text nicht zustimmen könnten, aber doch bereit seien, das Anliegen in Form einer Empfehlung der Synoden an die Bischofskonferenz entgegenzunehmen. Der abgelehnte Text lautete:

«Unabhängig von der kirchenrechtlichen Anerkennung ihrer Zweitehe sollen wiederverheiratete Geschiedene auf Grund ihres persönlichen Gewissensentscheides zu den Sakramenten zugelassen werden.»

Als mögliche synodale Empfehlung schlugen die Bischöfe hingegen vor:

«Die Synode ersucht die Schweizerische Bischofskonferenz, mit den zuständigen Instanzen der Gesamtkirche Wege zu finden, um in Einzelfällen wiederverheiratete Geschiedene zu den Sakramenten zuzulassen, wenn diese auf Grund ihres persönlichen Gewissensentscheides es wünschen. Dieser Gewissensentscheid ist nach einem pastorellen Gespräch zu fällen, das alle Gesichtspunkte berücksichtigt, besonders die Verpflichtungen gegenüber dem früheren Partner und den Kindern, gegenüber der gegenwärtigen Familie und gegenüber der Gesamtkirche sowie die Gefahr des Ärgernisses.»

Bezeichnend für die Schweizer Synoden dürfte sein, daß diese beiden bischöflichen Eingriffe zu keinem emotionellen Bruch führten. In *Fribourg* setzte man – nach einem heftigen «Nacht-

gespräch» zwischen Bischof und Präsidium – eine Kommission ein, die sich mit dem Bischof «friedlich herumstreiten» und so versuchen soll, zu einem Ausgleich zu kommen. In Chur erklärte man sich von den angeführten Gründen als nicht befriedigt und beantragte, daß ein entsprechendes Ausgleichsverfahren im Rahmen einer gesamtschweizerischen Synodenversammlung mit der Bischofskonferenz aufgenommen werde. Die Schweizer Synoden scheinen allmählich ein so gelassenes Bewußtsein ihrer Eigenständigkeit zu erlangen, daß sie nicht mehr empfindlich zu reagieren brauchen. Empfindlich war man höchstens gegen bestimmte Verhaltensweisen kirchlicher Amtsträger. So verstand man in Chur nicht, wieso der bischöfliche Einspruch erst in allerletzter Minute erfolgte und die Synodalen damit direkt überrumpelt wurden. Noch weit empfindlicher reagierte man dort auf den Besuch des Nuntius. Man fand es als höchst unhöflich, daß dieser nach einer sehr freundlichen und ehrerbietigen Begrüßung durch den Bischof kein einziges Wort erwiderte, sondern nur stumm dasaß und nach kurzer Zeit ebenso wortlos wieder verschwand. Gegen dieses Verhalten gab es nachher einige scharfe Äußerungen, die in der Synodenaula großen Applaus fanden.

Die Schweizer Synoden bestehen nicht aus bloßen Ja-Sagern. Sie stehen eher im Ruf, recht kritisch zu sein gegen manches, was man in der Kirche bisher gewöhnlich gesagt und getan hat. Trotzdem gibt es in ihnen keine grundsätzliche «Autoritätskrise». Wenn zu diesem oft besprochenen allgemeinen Problem aus der bisherigen Erfahrung der Schweizer Synoden ein kleiner Hinweis erlaubt ist, könnte man eher zu folgendem Urteil kommen: Eindeutig abgelehnt werden starre Verhaltensweisen kirchlicher Amtsträger, ebenso jene Form von Autorität, die nur auf ihren eigenen Anspruch pocht. Lassen sich Amtsträger jedoch in eine regelmäßige und offene Auseinandersetzung ein, dann gewinnen sie auch heute Gehör. Ein St. Galler Votant wußte diesen Unterschied zwischen einer Autorität, die zerstört, und einer, die «Leben mehrt», besonders klar in Worte zu fassen (vgl. nebenstehender Kasten). Er fand dafür begeisterten Applaus. Er dürfte ausgedrückt haben, was als Grundstimmung durch alle Schweizer Synoden geht.

An allen Orten gibt man sich ja wirklich Mühe, die Kritik stets auf der Grundlage und im Rahmen eines guten Einvernehmens mit dem Bischof zu üben. Zur letzten Bewährung wird es allerdings erst kommen, wenn im kommenden September eine beschlußfähige Schweizerische Synodenversammlung der Schweizerischen Bischofskonferenz gegenübersteht.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario von Galli, Robert Hotz, Josef Renggli

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung») – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / ÖS 160.— / FF 35.— / Lit. 4300.— / US \$ 8.—

Halbjahresabonnement: Fr. 12.50 / Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / ÖS 85.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / ÖS 95.— / Lit. 2600.—

Gömmernabonnent: sFr./DM 30.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / ÖS 9.—

Echte Autorität ist «mobile» Autorität

Votum vor der Synode St. Gallen

Autorität kommt von «auctoritas» (= augere) und bedeutet Seinsmehrung. Nur wer jemandem etwas voraus hat, kann Autorität sein. Diese hat folglich ganz Dienstcharakter. Jedes Prestigedenken ist unsinnig.

Autorität ist vorwiegend Sachautorität, denn niemand kann geben oder mehr, der nicht selber ist oder hat. Titel oder Stand genügen in keiner Weise.

Echte Autorität ist «mobile» Autorität, das heißt sie richtet sich je nach der Sache, um die es geht. Entsprechend «mobil» hat der Gehorsam zu sein. So ist in der Familie bald der Vater und bald die Mutter, bald der Sohn oder bald die Tochter Autorität. Nichts schädigt und zerstört Autorität mehr, als wenn man sie dort beansprucht, wo man nicht kompetent ist.

Blinder Gehorsam, das heißt blinder Glaube ist nur dem Absoluten, dem niemals in Frage zu Stellenden gegenüber erlaubt. Sobald die göttliche Autorität im Menschlichen gebrochen erscheint, ist sie nicht mehr fraglos.

Die Autorität darf deshalb nicht unter Tabu gesetzt werden. Auch die kirchliche Autorität wird in Zukunft entweder noch mehr enttabuisiert oder sie wird nicht mehr sein. In diesem Sinn haben wir die Empfehlung nach Rom über die Änderung der Verfahrensordnung gegen Theologen angenommen. Es geschah aus Liebe zum Petrusamt. Die Unfehlbarkeit durfte und darf nie magisch verstanden werden; andernfalls zerstört man die Autorität Roms gerade in dem Augenblick, in dem man sie verteidigen will.

Die Autorität des Lehramtes und die der theologischen Wissenschaft müssen in dauernder Dialektik und Spannungseinheit zueinander stehen. Keine darf durch die andere überfahren werden.

Dabei spielt auch die Sprache eine große Rolle. Gestern zum Beispiel lehnten wir es keineswegs ab, der Jugend und den Erwachsenen auch heute Entscheidungen im Bereich der Sexualität zuzumuten. Das negative Abstimmungsergebnis zu jenem Antrag, der den Verzicht mehr unterstreichen wollte, galt jedoch dem Vokabular, das heißt einer Sprache, die noch nicht durch das Aggionamento geprägt war.

Nun noch ein Wort zum «Fenster hinaus» an die Leute um die Zeitschriften «Timor Domini», «Das Neue Volk», «Der Fels»: Tretet ein in unseren Dialog und verlaßt die unflexible kirchliche Tabuisierung, damit ihr katholisch bleiben könnt und nicht die Spaltung weiter verstärkt. «Eingesargte» Traditionen sind pathologisch. Wahre Tradition – auch in der katholischen Kirche – ist Dynamik im Heiligen Geist, den wir auf Pfingsten sehlich erwarten.

Schließlich noch ein Wort des Dankes an die Mehrheit der Bischöfe unserer Breitengrade für ihr mutiges Eintreten gegen die Polarisierung. Herr Bischof, die Synode will Sie nicht nur beraten, sondern auch stützen und trösten, falls Sie Trost nötig haben.

P. Sebald Peterbans, Appenzell

Dann wird sich zeigen, ob nicht nur der einzelne Bischof, sondern auch die Bischofskonferenz als solche in den Dialog eintritt. Dies wird für die Zukunft von großer Bedeutung sein.

Raymund Schwager

Zur Titelseite

Kahlil Gibran (1883–1931) war ein libanesischer Dichter und Maler. Er wurde 1902 in den Vereinigten Staaten ansässig. Er schrieb in arabischer und englischer Sprache. Stark beeinflusst war er von den europäischen Romantikern Blake und Nietzsche. In der neuen Romantik unserer Tage würde vor allem sein Büchlein *Der Prophet*¹ wieder populär. Es verrät ursprüngliche Frische künstlerischer und mystischer Erfahrung. Gewiß tragen seine Gedanken pantheistische Züge, aber sie stehen dem «Gottsuchen in allen Dingen» christlicher Mystiker recht nahe. Seine Ausrichtung auf das Geschehen und die Dinge unseres Daseins, die köstliche Lebensweisheit und praktische Wegweisung, die er dem Leser anbietet, erinnern an die alten Weisheitslehrer. So lehrt der Text «Von den Kindern», den wir für die Titelseite ausgewählt haben, Ehrfurcht vor dem je auf seiner Bahn fortschreitenden Leben, wo wir versucht sind, es zurückzuhalten: Ehrfurcht vor der unverfügbaren Zukunft der Menschen, die wir auf den Weg schicken oder die uns gegenwärtig anvertraut sind. (Die Illustration zu diesem Text zeichnete uns Ursula Stutz-Bäcker) K. W.

¹ Kahlil Gibran, *Der Prophet*, Walter-Verlag, Olten und Freiburg/B. 1972, Fr. 14.—. Die deutsche Übersetzung wird dem amerikanischen Original gerecht und vermag die schlichte Schönheit der Gedanken ohne Schöngesterei wiederzugeben. Das Büchlein eignet sich vorzüglich als Geschenk.